In Lemberg

Kostet das Blatt mit Zustellung ins Haus:

ganzjährig . . 3.—
halbjährig . . 1.50
vierteljährig . . —.75

in OesterreichUngarn

kostet das Blatt:

Bis zum Postamte 3.—
Mit Zust. ins Haus 3.50

Einzelne Nummer 15 kr

Vereins-Mitglieder erlgen für die Zustellung in das Haus jährlich 50 kr.



Organ des Vereines

SCHOMER ISRAEL

(Erscheint zweimal im Monate.)

Im Ausland

ganzjährig
Deutschland 7 Mark
Russland . . 3 Sr Rb
Frankreich 8 Frcs
Nach Amerika 2½ Dlr

Nr. 19 Lemberg, am 15. October 1896 **XXIX. Jahrgang**

Inhalt

Ueber die Bedeutung der jüdischen Fest- und Bußetage.

VI.

Das Laubhüttenfest.

Das Laubhüttenfest bezweckt die Erinnerung an Israels Aufenthalt in der Wüste, der in erziehlicher Hinsicht der Untergrund war zum Aufbau einer sittlichen Gesellschaftsordnung und des Ackerbaustaates. Zugleich aber ladet dieses Fest als Schlußfest in der Reihe der Jahresfeste zu einem Rückblick ein auf die Entwickelung des Judenthums und auf dessen Inhalt und Bedeutung. Der siebentägige beschauliche Aufenthalt in der Laubhütte biethet hiezu passende Gelegenheit.

Um das Laubhüttenfest beschaulich voll und ganz zu feiern, verließ ich die Stadt und das Land, wo ich wohne, und reiste hinaus weit in die große Prairie-Steppe, wo hunderte Quadratmeilen ringsum blos Gras wächst und nur spärlicher Baumwuchs gedeiht, und Heerden wilder Pferde umherjagen. Dort erbaute ich aus Baumstämmen eine Hütte und deckte sie mit Laub. Weit rings umher lautlose Stille, blos zuweilen vom Geheul der Schakale oder vom Gewieher der wilden Pferde unterbrochen. Des Nachts auf meinem Lager schlaflos sinnend, sah ich durch die Spalten des Laubdachs die ungeheure tiefblaue Himmelswölbung über mir mit hell flammenden Sternen besät. Auf meinen Wanderungen durch die Steppe erfaßte mich wehmutsvolle Erinnerung. Ich gedachte der Geschichte meines Volkes, dieser Geschichte voll erhabener Mühe, voll Ruhmes, und noch mehr voll Wehes. Einmal übermannte mich, als ich in meiner Hütte auf der Strohmatte lag, der Schmerz so mächtig, daß ich klagend ausrief: O Gott Israels, warum hast du dein Volk verlassen? Warum gestattest du, daß seine Feinde und Widersacher stets wieder triumphiren? War nicht genug des entsetzlichen Mittelalters? Soll dein Volk wieder aufreibenden Kämpfen erliegen?

Als meine Erregung sich milderte, überkam mich tiefer Schlaf und ich hatte einen sonderbaren Traum. Ich sah meine Hütte von Nebel umflossen, die Nebel wallten, und plötzlich ballten sie sich zu einem Antlitze von mächtiger Erhabenheit. Ich sah im Traum vor mir Moses, den Propheten, ich sah den edlen Kopf, wie ihn Meister Michel Angelo gemeißelt, — die leuchtenden sonnenhaften Augen auf mich gerichtet.

Und er sprach mit sanfter zum Herzen dringender Stimme: Mich rührt dein tiefer Schmerz, Sohn Israels! Verzage nicht, betäubt vom Gewühl der Geschichte und vom Gewirr des Menschen- und Weltschicksals! Ich empfing am Sinai die Offenbarung Gottes, des Schöpfers und Herrn der Welt, und ich gab meinem Volke und der ganzen Menschheit das für alle Zeiten und für alle Welten giltige Fundamental-sittengesetz. Ich verkündete die ewig wahre Socialordnung der Menschheit. Und doch durfte ich den Erfolg meiner Sendung nicht erleben und das gelobte Land nicht sehen, für welches ich vierzig Jahre lang in der Wüste mein Volk erzogen und für welches ich das Civil-Staats- und Agrarrecht verfaßt und gegeben. Blos vom Berge Nebo herab sah ich in weiter Ferne im Goldglanz der Morgensonne das Land der Verheißung schimmern, ich selber aber durfte es nicht betreten. Kann ein gewaltigerer Schmerz gedacht werden? Aber ich klagte nicht, sondern entsagte willig und gehorsam, denn Gottes Rathschluß ist unerforschlich erhaben. Gott nahm meine Seele zu sich, und mein Leib ruht im Berge Nebo, keinem Sterblichen nahbar. Merke wohl, o Sohn Israels! Mensch sein ist richtig denken, social handeln und dem Glück entsagen. Nicht im Toben der Naturkräfte, noch in ihrem holden schönheitsvollen Spiele ist Gott, sondern im Herzen der Menschen, das ist im edlen Wollen, im Erbarmen mit der Kreatur, in der Liebe zum Mitmenschen. Laß dich nicht blenden von der Geschichte Lauf, wolle nicht ergründen die Absicht und den Weltplan Gottes. Sowie wer die Natur wissenschaftlich ergründen will, an die Möglichkeit von deren Erkenntniß glauben muß, so mußt du an die göttliche Leitung des Menschen- und Weltschicksals glauben, trotz Noth und Jammers, trotz des häufigen Sieges der finsteren Mächte. Für dich selber aber mußt du entsagen. Wird dir ein Glück zu Theil, so genieße es mit dem Bewußtsein der Möglichkeit des sofortigen Verlustes und der Bereitschaft zur Entsagung. Die Menschheit wird siegen über die Menschen, sowie der wahre

Profet über den falschen, wie die Wissenschaft über den Aberglauben gesiegt hat.

Er hörte auf zu sprechen. Die letzen Worte verklangen wie in der Ferne. Die Nebel wirrten und floßen dann auseinander, und mit ihnen zerfloß die Ersch.inung.

Die auswandernden Hausirer.

Eine zeitgemäße Erinnerung, von

M. S. Goldbaum.

Denke ich des Sommers 1884 in Jassy, so frohlockt mein Herz, denke ich aber der Ideenverbindung, welche diese Erinnerung in mir wachruft, so erbebt es. Diese Gedankenassociation lautet: Jassy 1884 — Wien 1896:

Mit einer Eilfertigkeit, welche einer besseren Sache würdig wäre, wurde von Johan Bratiano, in den rumänischen gesetzgebenden Körpern ein Gesetz durchgepeitscht, welches den Hausirhandel untersagte und mit harten Strafen belegte. Wie durch ein schreckliches Erdbeben verloren tausende jüdische Familien den festen Boden unter ihren Füßen „Eine ganze Zunft ehrlich und schwer arbeitender Juden“ — schrieb ich damals an Victor von Offenheim in Wien — „ist plötzlich durch das rasch hinter„einander von Kammer und Senat votirte und von der Regie„rung in Kraft gesetzte Gesetz, welches die Colportage verbietet, „erwerblos geworden; der ältere Theil derselben greift zum „Bettelstabe, der jüngere zum Wanderstabe.“

Eigentlich aber griff ich und mehrere wohlhabende Gesinnungsgenossen zum Bettelstabe. Wir machten in der Stadt Jassy eine große Collecte, die, zur Ehre der dortigen Judenschaft sei es erwähnt, eine enorme Summe brachte. Die reichsten Leute, Daniel, Neuschatz, Lothringer, Weisengrün, spendeten je 3000 Fr. viele andere je 1000 und solche, die über mäßige Mittel verfügten, gaben 500,300,100 Frs. In einigen Wochen waren, — wenn meine Erinnerung mich nicht täuscht, — mehr als 70,000 Fr. beisammen.

Ueber die Art der Verwendung der zusammengebrachten Summe aber, entstand im Comité eine Meinungsverschiedenheit. Die eingebornen Millionäre, welche nicht blos weil „ubi bene ubi patria“ sondern auch aus Herzensneigung rumänische Patrioten sind und selbst dem grausamen Vaterlande keines seiner Kinder entziehen wollten, beharrten darauf, die Gelder unter die brodlos gewordenen Hausirer zu vertheilen und es ihnen zu überlassen, sich weiter um ihr Fortkommen zu bekümmern. Die Einsichtsvolleren aber, wollten den Herzenswunsch der ihres Erwerbes Beraubten erfüllen und ihnen zur Auswanderung nach Amerika verhelfen. Da ich, als Ausländer, trotz meines Philoromanismus, den nationalen Fanatismus der Romanissimi nicht theilte, stellte ich mich an die Spitze der Auswanderungspartei, für die ich bereits im Stillen vorgearbeitet hatte.

Denn schon hatte ich mich privatim an eine interconfessionelle Philantropengesellschaft in Hamburg gewendet und durch dieselbe den unglaublichen Schiffspreis von 30 Mark für Erwachsene, 25 für Zwölfjährige und 10 für Kinder, für die Ueberfahrt nach Amerika nebst koscherer Beköstigung, also die Hälfte der gewöhnlichen Preise, erzielt. Außerdem hatte mir bereits der edle Victor von Offenheim bei der Lemberg-Czernowitzer-Bahn einen Tarifnachlaß von 50 Perzent und bei der Carl Ludwig-Bahn 33 Perzent Rabat erwirkt und mit goldenenen Worten mitgetheilt, welche der Vergessenheit entzogen zu werden umsomehr verdienen, als Baron Offenheim ein Christ und zu jener Zeit nicht mehr Eisenbahndirector war. Unter seinen vielen eigenhändigen Schriftstücken in dieser Angelegenheit, enthält mein Actenbündel, welches ich Jedermann zur Einsicht bereit halte, folgende Originaldepesche vom 20. Juni 1884 an meine Adresse: „Soeben 50 Perzent Preisermäßigung bis Lemberg erhalten, sende „heute bezüglichen Bescheid Jassy. Gott segne Euer „Unternehmen! Offenheim“.

Mit so starken Kampfmitteln ausgerüstet, trat ich für den Wanderstab gegen den Bettelstab in die Arena und besiegte die Geldmächte, die auf ihre großen Gaben pochten, unter Hinweis auf die unvergleichlich größere Summe, welche obige Nachlässe repräsentirten, die factisch den ganzen Cassastand der Sammlung aufwogen. Ich erinnerte an eine ähnliche Anekdote aus der Zeit des Hasmonäerkönigs Janaj, im welcher in Talmud die Arbeit des Intellectes in Geldwerth umsetzt und ihr die Suprematie zugesprochen wird. Wir gelangten zum Resultate, daß es jedem einzelnen Hausirer anheim gestellt wurde, entweder Bahn- und Schiffskarten, für sich und seine Familie, oder deren reducirten Geldeswerth zu nehmen, welches letztere nur die Zaghaften und Altersschwachen thaten und später bereueten.

Wie wurde da aufgebrochen! Mit welchem Muth und mit welcher Wehmuth! Mit welcher Liebe und mit welchem Zorn! O du heißgeliebtes, böses Vaterland, welches deine Kinder, die du ernähren kannst, auspeitscht! Welche widersprechende Gefühle sah ich damals in den Blicken der Auswanderer, welche mein Haus belagerten, auflodern! Viele Familien kampirten im Freien in meinem Hausgarten, weil sie erst später an der Reihe zur Auswanderung kamen und inzwischen obdachlos wurden. Denn die Postdampfer Loltens konnten wöchentlich nur höchstens 200 Auswanderer mit so ermäßigten Karten, mitnehmen.

Wir gaben den Hausirern und den ihrigen unentgeltlich Bahn- und Schiffskarten, wie auch etwas Bargeld für die erste Zeit ihrer Ankunft in Amerika mit, ließen ihnen auf allen größeren Stationen Speise und Trank verabreichen, u. z. in Czernowitz, Lemberg Krakau, Breslau und Berlin. Edle Männer, zarte Damenhände reichten ihnen Labung. Ein Seelenlabsal gab ihnen aber Victor von Offenheim, mit seinem Abschiedsgruße: „Gebe Gott, daß die armen Auswanderer in der neuen Welt das „erhoffte Glück finden!“

Sie fanden es. Keiner unserer Jasyer Auswanderer ist heimgekehrt. Alle fanden in Amerika Arbeit und Brot. Denn die Hausirer sind die Lastthiere unter den Menschen, welche ihre Füße wund laufen, ihre Kehlen heißer schreien, ihren Schultern vom Pinkel schief krümmen lassen, um ihren Kindern ein ehrliches Stückchen Brot heimzubringen. Und in Amerika ist jede ehrliche Arbeit geachtet, das trockene Brot billig und die Menschenkraft theuer. Nur Faulenzer und Tagediebe sind dort dem Untergange geweihet.

In Europa aber vergeuden Faulenzer und Tagediebe wohlbesoldet die ihnen von Gott für kurze Spannen Zeit verliehene Lebenstunden damit, auf den Galerien von Repräsentativkörperschaften, Anträge zu bejubeln, die den Hausirern ihren Lebensunterhalt abzuschneiden bezwecken. Und es finden sich Behörden, die diese Anträge befürworten!

Dieselben Behörden werden aber dereinst gezwungen sein, die brodlos zu machenden Hausirer aufzugreifen und auf Staatskosten zu versorgen; denn Niemand wird in der Lage sein, ihnen zu einem anderen Erwerbe zu verhelfen, den sie nicht gelernt haben. Wer wird Hausirer? Kein Anderer als ein alter Kaufmann, welcher abgewirthschaftet hat und, bei aller Fachkunde, außer Standes ist einen Laden zu halten. Da muß er aufladen und sein Gewölbe auf seinem Körper herumtragen. Er muß zu den Kunden wandern, anstatt dieselben zu sich kommen zu lassen, muß viele vergebliche Gänge machen, bevor ihm einer Etwas abwirft, er ist also nach wie vor Kaufmann, nur ein geplagter, kümmerlich lebender. Was soll aus ihm werden, wenn ihm der Pinkel von der Schulter, das armselige Körbchen von der Seite, die alte Hose vom Arme gerissen wird? Ein Erwerbloser, ein Vagabund, oder — behüte Gott — ein Verbrecher!

Oder sollen wir hier in Oesterreich Auswanderungskomites bilden, Sammlungen veranstalten, durch Hamburger interconfessionelle Philantropen und Nachtreter Offenheims, die Gottlob auch bei uns nicht ausgestorben sind, billige Schiffs- und Fahrkarten für die bedroheten Hausirer erwirken? Würden die Polizeidirectionen ein solches Treiben der Barmherzigkeit billigen, die dem Staate die Schmach der organisirten Auswanderung einer von ihm ausgehungerten ganzen Klasse ehrlicher arbeitender Bürger für die Weltgeschichte bereiten möchte?

Könnten wir selbst es übers Herz bringen, unserem theueren Vaterlande das Leid zuzufügen, ihm seine unschuldigen Kinder zu entführen, wogegen sich die eingeborenen rumänischen Juden im Jahre 1884, obwohl sie dort als Parias betrachtet werden, so sehr sträubten?

Und warum diese Hetze gegen die armen Hausirer? Wem schaden sie? Der Kundschaft gewiß nicht, der sie ihre minimalsten Bedürfniße, zu deren Besorgung es sich nicht lohnt Treppe ab Treppe auf zu gehen und Zeit zu verwenden, ins Haus dringen. Der Kaufmannschaft aber auch nicht, weil sie doch ihren Kram eben bei derselben kaufen. Sie sind nur diesem oder jenem seßhaften Krämer individuell eine Gräuel, der kaufmännischen Gilde aber, als Ganzes gedacht, eine Kundschaft wie jede andere.

Und ist denn heutzutage nicht jeder Kaufmann ein bischen Hausirer? Hausiren nicht die schön bemalten Wagen, welche die Waaren der großen Kaufherren Jedermann ins Haus zustellen, in allen Stadttheilen herum? Schreien nicht ihre Annoncen auf allen Straßenecken und in allen Zeitungen, Kalendern, Reisebüchern etc. „Handele! handele! Nichts zu handeln? Belästigen ihre Agenten, Reisende, Makler nicht mehr als die armen Hausirer? Sind Jene nicht aufdringlicher als Diese? Und wenn der Genußmensch im Restaurant bei seiner so und sovielten „Halben“ oder im Caffeehause bei seinem „Mokko“ und seinen „Fliegenden“ in dieser stundenlangen „Arbeit“ einen Moment von einen armen Hausirer mit der schüchternen Frage gestört wird, ob der „gnädige Herr“ ihm Etwas abkaufen möchte — ist das eine solche Todsünde, daß man die ganze Rotte Korach der Hausirer dafür dem Hungertode weihen soll?

„Ich bin der Mann der den Jammer unter der Fuchtel des Grimmes mitangesehen hat.“ Ich sah sie im Jahre 1884 in Jassy, die Gilde der Hausirer, als ein grausames Gesetz sie ihres Gewerbes beraubt hat. Ich sah die rathlosen Männer, ihre hohlwangigen Weiber, ihre hungernden Kinder! Was wußten die Deputirten, die in den ersten Hotels der Hauptstadt wohnten, von dem Unheil, welches sie anstifteten? Nachdem sie das Hausirergetz votirten, durften sie sich wohl in Büfet der Kammer ein Gläschen von der edelsten Sorte zu Gemüthe geführt und dabei sich irgend einer ihnen gelungenen Phrase gefreuet haben, die von der Galerie so lebhaft beklatscht wurde, daß der Präsident drohen mußte die Galerie zu räumen. Sie sitzen noch heute in Kammer und Senat, während ihre Opfer schon längst expatriirt und durch das Fegefeuer erst des Elends und dann der Wanderung gewandelt sind.

Soll mir in Oesterreich ein gleicher Anblick bevorstehen? Denke ich daran, so schnürt sich mein Herz zusammen!

Brief aus Chelm.

Es ist schon lange her, lieber Leser, daß ich mit Dir über die Zustände in Chelm nicht geplaudert habe. Du dürftest vielleicht gar daran gedacht haben, daß Chelm lange nicht mehr existirt. Aber das wäre sehr irrig. Denn thatsächlich kann der Berichterstatter von Chelm und mit ihm alle Berichterstatter der Welt zu existiren aufhören, aber Chelm bleibt Chelm. Der Grund meines bisherigen Schweigens ist ganz wo anders zu suchen. Ich bin nämlich von Beruf nicht nur Chelmer Correspondent, sondern bekleide in unserer Gemeinde noch viele andere Bürden und Würden. Ueberdies habe ich in der letzten Sommersaison eine Tournee durch ganz Deutschland und Frankreich unternommen. Nun endlich von meiner Reise zurückgekehrt, kann ich Dir, lieber Leser nur betheuern; ich habe viele Länder und Städte gesehen und gründlich durchstudirt, aber ein so liebes Nest wie unser Chelm mit so schönen Einrichtungen, habe ich nirgends getroffen. Jetzt ist es mir doppelt lieb und theuer, denn die Wahrheit gestanden, war es mir in den letzten Tagen vor meiner Abreise durch die ewigen Zänkereien zwischen Rabbiner und Gemeinde etwas verleidet worden. Die Gemeinde nämlich stellte an den Rabbiner das unbilige Verlangen, daß er die große Hochzeits-Filiale, die er in Wesele, einem Vororte vor Chelm, etablirt hatte, wieder auflöse, — eine Anstalt, wie sie in der ganzen Welt, ja selbst in unserem vielgerühmten Chelm, noch nie existirt hatte. Dort nämlich vermochten alle Jene, deren Geburt aus den Matrikel-Büchern nicht ersichtlich waren, ihre Wiedergeburt, und frisch darauf ihre Hochzeit zu feiern. Du mußt nämlich wissen lieber Leser, daß bei uns in Chelm, wie in dem ganzen civilisirten Europa, das Gesetz gilt, daß jeder Nichtgeborene, kein Recht hat, zu heiraten. Nun gibt es aber bei uns eine Menge solcher Nichtgeborenen, die nicht destoweniger ganz wie menschliche Wesen, bisweilen die Lust verspüren, von den Süßigkeiten der Ehe zu kosten. Da schuf unser Rabbiner zu ihrem Heile und Frommen die Renaissance-Anstalt in Wesele. Dort warteten ihrer immer zwei Zeugen, die beglaubigte Zeugenschaft ablegten, daß Jene irgendwo einmal schon geboren wurden, worauf dieselben nach Erlag einer entsprechenden Taxe in dem Buche des Lebens verzeichnet wurden und unmittelbar darauf sich in den Hafen der Ehe einschifften. Und nun denke Dir, lieber Leser, diese Heilanstalt, dieses Geburts-Hochzeitsinstitut, wollten die Chelmer just aufgehoben wissen. Ja, damit war ihnen noch nicht genug, sie drängten auch darauf, daß ihr Rabbiner seinen Seelsorger-Posten im Strafhause aufgebe. Und das alles aus reiner Mißgunst, weil sie es herausgebracht, daß diese beiden Aemter erhebliche Verdienste abwerfen. Natürlich sträubte sich unser Rabbi mit Händen und Füßen gegen diese Zumuthung, und es gab daher bei uns Zank und Streit, was mir mein schönes Chelm, wie ich schon erwähnt, etwas verleidet hatte.

Als ich nun nach längerer Zeit von meiner Reise zurückkehrte, fand ich den Streit wunderbarer Weise beigelegt. Ruhe und Frieden herrschen wieder in der Gemeinde. Nachgiebig und friedliebend wie unser Rabbiner nun einmal ist, löste er die Filiale in Wesele auf und eröffnete sich eine neue Firma in Dobrytow, einem andern Vororte von Chelm unter denselben Bedingungen und mit demselben Dienstpersonal. Ist das nicht die günstigste Lösung? Der Wolf ist satt, und das Lamm wird nicht zerrissen. Die Gemeinde hat ihren Willen durchgesetzt, und die Anstalt blüht fort. Die Sonne, die in Wesele untergangen, geht wieder in Dobrytow auf, und dorthin pilgern nun alle jene wesenlosen Existenzen, um unter Assistenz unseres Rabbiners nochmals geboren zu werden und sich von ihm in das süße Joch der Ehe spannen zu lassen. Ist es da Wunder, daß diese rührende Nachgiebigkeit unseres Rabbiners auch den Vorstand zur Milde stimmte? Und so beließ ihn derselbe vorläufig auf seinen Posten als Seelsorger des Strafhauses; zumal er im Namen einer competenten Person betheuerte, daß seine Seelsorge und seine Predigten jener „geschloßenen“ Gesellschaft noch viel zuträglicher sind, als der ganzen Gemeinde. Thatsächlich wird dort der Andrang des Auditoriums auch mit jedem Tage größer.

So weit wären die Dinge bei uns in Chelm ganz in Ordnung; was mich aber bei meiner Rückkehr von meiner Wanderung ganz verblüfft hatte, war, daß ich unseren Rabbi ohne Stiefel angetroffen habe, im buchstäblichen Sinne ohne Stiefel. Anfangs schrieb ich diese traurige Thatsache auf Kosten der riesigen Ausgaben, denen der Arme das ganze Jahr über ausgesetzt ist. Er müße ja in Allem der Gemeinde vorangehen, das größte Haus machen, mit den Krösussen der Stadt um die Wette Fest- und Gesellschaftsabende geben, in Mode und Luxus keinem von ihnen nachstehen, im Sommer wie sich's gebührt, mehrere theuere Kurplätze aufsuchen; und wie wäre es auch nur möglich, das alles von den lumpigen 20,000 Gulden, die man jährlich verdient, zu bestreiten und von den weiten Reisen noch mit Stiefeln zurückzukehren? . . . Aber, ich irrte mich, die Stiefellosigkeit unseres Predigers hatte diesmal eine ganz andere Entstehungsgeschichte und diese will ich dir zu deinem Nutzen und Frommen hier erzählen:

Wie alljährlich nämlich, gewährte ihm auch heujahr der Vorstand eine sechswöchentliche Ferienzeit. Er aber beschloß aus eigener Machtvollkommenheit sich die Ferien um einige Wochen zu verlängern. Leider aber mußte ihn der Vorstand ermahnen, daß er sich rechtzeitig einfinde, denn just um jene Zeit fiel

der Sterbetag eines früheren Rabbiners und er sollte bei der Feier celebriren. Thatsächlich sicherte er auch in einem Brief sein rechtzeitiges Erscheinen zu. Diese Zusicherung jedoch hatte nur den Zweck zu verhindern, daß der Vorstand sich nicht um einen anderen Prediger umsehe, der ihn bei der Feier vertrete. Er leidet bekanntlich keine Concurrenz auf seinem Gebiete. Just einen Tag vor jener Feier drückte er dem Vorstand sein telegrafisches Bedauern aus, nicht kommen zu können, weil er heftig an beiden Füßen leide. In der letzten Stunde — so dachte er — werde sich Niemand finden, der seinen Platz ausfülle. Leider aber verrieth er in dieser Annahme eine völlige Unkenntniß der Ortsverhältnisse. Hier fehlt es nie an Concurrenten und sei der Zeitraum ein noch so beschränkter. Richtig fand sich nicht blos einer, der für ihn in die Arena trat, sondern zwei. Der eine excellirte in einer deutschen Predigt bei jener Trauerfeier und der zweite in einer polnischen bei dem tagsdarauf stattgefundenen Gottesdienste anläßlich des Geburtstages unseres geliebten Kaisers. Das macht alles die leidige galizische Concurrenz. Aus dieser traurigen Thatsache aber entfloß für ihn die weise Lehre, daß überaus lange Ferien die Gemeinde verwildere und er eilte als frommer Hirte auf Flügeln zu seiner ihm beinahe entrathenen Heerde. Ich sage auf Flügeln, denn seine angeblich kranken Beine durfte er schon aus Consequenz nicht dazu benützen, ja er präsentirte dieselben öffentlich ohne Stiefel, indem er in „Bet atschen“ als beglaubigte Krankheitszeugnisse in den Straßen umherschlürfte. Wer weiß, wie lange der Arme ohne Stiefel geblieben wäre, wenn nicht tagsdarauf mit einem Schub 11 Postzillen herangerückt wären, denn diese förderten auf einmal den Heilproceß der kranken Beine, so daß er zur Freude der ganzen Gemeinde sich wieder in Stiefeln zeigte.

Was ist das aber für ein Staub, den diese Stiefel bei uns in Chelm aufgewirbelt haben! Ueberall spricht man nur von dem Stiefel des Predigers, in den Gassen, in den Häusern und befindet man sich in dem Tempel, da bekommt man erst recht einen solchen zu hören.

Zum Lobe unseres chelmer Magid dürfen wir es aber nicht verschweigen, daß trotz seiner wehen Füße er heujahr am Vorabend des Versöhnungstages den Weg von sich zu Hause bis in den Tempel per pedes gemacht hatte und nicht wie im vorigen Jahre, wo seine Beine ihm noch gar keine Schmerzen verursachten, er zum öffentlichen Aergerniß zum Kol-Nidregebet bei heller Mond- und Sternenbeleuchtung in den Tempel herangefahren kam.

Und wie erst heujahr die Kol-Nidre Predigt ausfiel! Da donnerte er gegen den goldenen Götzen und gegen das Protzenthum, daß es eine Passion war. Gemäkelt wurde allerdings auch an dieser Predigt, so beispielsweise bemerkte mir ein Kritikaster, die Predigt würde viel schöner und wahrer ausgeklungen haben, wenn er am Schluße die paar schlichten Worte hinzugefügt hätte: Richtet euch nach meinen Worten und nicht nach meinen Thaten.

Indeß aber schlug unser Rabbi im weiteren Verlauf seiner Predigt einen sehr versöhnenden Ton an, indem er die interessante Geschichte von קַיִן und הֶבֶל erzählte und so durch die Blume zu verstehen gab, daß seine Gegner, d. h. die ganze Gemeinde der קַיִן sei, und er der הֶבֶל sei.

„An das ganze dieser Behauptung, bemerkte mir darauf Kritikaster, kann ich zwar nicht glauben, dafür aber um so eher an die Hälfte und zwar, daß er הֶבֶל ist und seine Predigt — הבל הבלים. Natürlich ahnte nicht einmal unser Prediger von den Einschaltungen Kritikasters und rief in steigender Erregung, wie er angab, mit dem Psalmisten aus: בהגיגי תבער נפשי!..

Wie es scheint, flüsterte mir rasch Kritikaster zu, hat euer Rabbiner eine Bibel mit ganz neuen Varianten, denn ich habe bis jetzt in allen Bibeln der Welt immer gelesen בהגיגי תבער אש.

In der Succot-Predigt blies unser Rabbiner schon gar die Friedensschalmei, indem er von סכות שָׁלֵם sprach und von שָׁלֵם das Wort שלום ableitete. Die Gemeinde müße שָׁלֵם einmüthig sein und in ihr müße שלום Frieden herrschen. Da es jedoch bei ihm unvermeidlich ist, daß aus einer solchen Friedensschalmei nicht auch ein Kriegssignal hervortöne, donnerte er auf einmal los gegen die „schmutzige Opposition“ und gegen die Giftpfeile, alles im Namen dieses שָׁלֵם und שלום.

„Eurem Rabbi“, bemerkte mir schon wieder Kritikaster, „ist es, wie ich sehe, weder um das שָׁלֵם noch um den שָׁלוֹם zu thum, sondern er leitet sich vielmehr aus diesen beiden für die Gemeinde das kategorische Imperativ ab שַׁלֵּם!!“

Doch was so ein Kritikaster nicht alles sagen kann. Unser chelmer Magid scheert sich blutwenig um ihn und um tausend seinesgleichen. Die Kanzel ist und bleibt ein für alle Mal sein unanfechtbares Gebiet, und von dieser sicheren Verschanzung aus steht es ihm frei sich jeder beliebigen Waffe zu bedienen, um seine Gegner zu vernichten und daß er sich noch lange dieser Waffe bedienen werde, daran wäre kein Zweifel zu setzen, denn sicherlich wird er in Anerkennung seiner allgemeinen Beliebtheit uns lange, lange Jahre noch erhalten bleiben.

Pflichten jüdischer Eltern gegen ihre Kinder

von der Zeit, als diese sprechen können, bis zu ihrem Austreten aus der Volks- eventuell aus der Mittelschule. Nach den Lehren der Bibel und des Talmud, nebst Parallelstellen aus Schriften moderner Pädagogen, von

Israel Singer, Religionsprof. am Obergymnasium zu S. A. Ujhely

(Fortsetzung).

13. Hiezu bemerkt der Midrasch Jalkut: Hast du den Boden bearbeitet, dann hast du gearbeitet — hast du genützt — hast du den Boden nicht bearbeitet, dann hast du nichts gearbeitet, d. h. ohne Agrikultur ist keine Landeswohlfahrt.

Aehnlich lauten einige nachfolgende Talmudstellen:

14. Moses sprach: Dein Leben wird fern von dir hangen. (Deut. 28, 64). Diese Worte beziehen sich auf denjenigen, der kein eigenes Feld besitzt und das Getreide für seinen Hausbedarf von einem Jahre zum anderen kaufen muß.

15. „Du wirst dich Tag und Nacht ängstigen“ (ibid) beziehen sich auf den, der seine Einkäufe zum Lebensunterhalt von einem Rüsttage des Sabbat zum andern besorgen muß. „Und du wirst an deinem Leben nicht glauben“ (ibid). Diese Worte beziehen sich auf denjenigen, der vom Bäcker Brod kaufen muß (Menoch. 103).

16. Wer Brod auf dem Markte kauft, der gleicht einem mutterlosen Kinde, das von Fremden saugt, aber nicht satt wird (Aboth. d. R. Nathan 31 Kap).

17. Wer hastig nach Geld strebt, aber kein Feld besitzt, was hat er? (Midr. R. zu Lev. 22 Kap).

18. Als Abraham auf seiner Wanderung nach Palästina an der Grenze von Tyrus den Boden bearbeiten sah, da sprach er: „Möchte doch in diesem Lande mein Theil sein.“ (Gen. Rabba 43)

19. Durch Handel kann man zwar schnell reich werden, aber man kann auch sehr schnell arm werden; aber nicht beim Grundbesitz (Jebam. 63).

20. Bestelle dein Feld und kaufe nicht deinen Bedarf auf dem Markte. (ibid).

21. Trachte, daß deine Grundbesitzungen neben der Stadt, nebeneinander und nicht gesonderte Stücke sein sollen. (B. Mez 107).

22. Kaufe kein Grundstück, auf welches Andere Rechtsspruch erheben (Schebuoth 37).

23. Besser ist seine eigenen Gärten zu bestellen und sich kärglich zu ernähren, als für geringes Geld fremde Gärten zu pachten (Levit. R. 3. Kap).

24. Man soll nicht mehrere Grundstücke pachten. Wer nur ein Grundstück pachtet, der ißt Vögel, aber wer viele Grundstücke gepachtet, der wird von Vögeln gerissen (ibid).

25. Das gepachtete Grundstück bestelle so sorgfältig, wie wenn es dein eigenes wäre (ibid).

26. Bearbeite selber dein Land mit all deiner Kraft (B. Bez. 106).

27. Wer sein Feld jeden Tag besichtigt, der findet ein Geldstück (Chulin 105).

28. Baue dir nicht viele Häuser, denn dies führt zur Armuth (Jeb. 63).

29. Beaufsichtige deine Arbeiter, ob sie ihre Arbeiten ordentlich verrichten (B. Mez. 21).

30. Nur wenn du unsichtig bist und in jeder Beziehung deine Pflicht erfüllst, wird dir der Ackerbau ein behagliches Leben gewähren (Pred. Rab. 2 Kap.).

31. Bearbeite dein Feld, auch wenn du keine menschlich berechnete Aussicht hast, den Ertrag selber zu genießen (ibid).

Manche noch hieher passende Stellen hoffen wir in den nächsten Kapiteln gelegentlich aufzuführen. Außer den vielen und wichtigen hier aufgezählten Vortheilen des Landbaues ist für manche fromme Juden noch dieser Vortheil, daß sie durch diese Beschäftigung eher der neuerdings aufgetauchten Anregung zur Colonisirung Palästina's, nämlich seinen Boden zu bearbeiten, mit bestem Erfolge effectuiren könnten, denn ihnen wäre es leichter als Anderen sich dort durch Landbau ihre Existenz zu gründen.

Für manche Leser dürfe nicht überflüssig sein die Bemerkung, daß die Anregung zur Colonisirung Palästina's ihrem Wesen nach oft wiederholt wurde. Vor etwa vierzig Jahren veröffentlichte der edelmüthige und hochgelehrte Talmudist, Privatier in Thorn, in Preußen, Hirsch Kalischer, eine in hebr. Sprache abgefaßte, fachmännisch gehaltene Schrift דרישת ציון, die 1865 in Thorn von Dr. Poper, Rabbiner in Czarnikau, in deutscher Sprache erschien mit Anmerkungen und empfehlenden Gutachten vieler gelehrten Rabbiner.

Im Jahre 1862 erschien in Leipzig bei Eduard Wengler hierüber ein 239 Seiten zählender, noch jetzt höchst interessanter Buch „Rom und Jerusalem“ v. M. Heß, correspondirendes Mitglied der Berliner philosophischen Gesellschaft, Redacteur der ehemaligen „Rheinischen Zeitung“ Daselbst wird auf Seite 236 — 37 (nebst dem Programm des gen. R. Hirsch Kalischer) mitgetheilt, daß im Dezember 1861 in Melbourne (Australien) bei Abhaltung eines Meeting mehrere christliche, geistliche und weltliche, Honoratioren ihre Freude darüber äußerten, daß es den Juden in Jerusalem gelungen ist, Grundeigenthum zu erwerben, welches der Anfang zu einer Ansiedlung der Juden im Lande ihrer Väter sei. Sie sprachen ihre Hoffnung aus, daß die europäischen Großmächte den Juden verhelfen werden, das heilige Land wieder zu besetzen. Dasselbe berichtet auch J. Rißen in seinen „Unterredungen über biblische Geschichte“ Seite 354. Im Jahre 1882 erschien in Berlin eine Schrift: „Autoemanzipation, ein Mahnruf an seine Stammesgenossen von einem russischen Juden. Der Verfasser ertheilt daselbst vernünftige Rathschläge, wie die Juden ein besonderes Heimathsland erwerben könnten. Aber er schwankt, ob hiezu Palästina, oder ein Land in Nordamerika geeignet sei. Hierin hat der Verfasser sehr geirrt. Denn nur für Palästina kann die Anregung und Bewegung zu gewünschtem Ziele — wenn auch erst nach mehreren Jahren — führen, sonst für kein Land mehr in der Welt, wäre es auch ein Paradies. Herr Dr. Herzel verdient jedenfalls Dank und Anerkennung für seine mehrseitigen Opfer im Interesse der heiligen und gerechten Sache seiner schon lange genug unschuldig gehetzten und geschmäheten Glaubensgenossen. Möge seinen Bemühungen Gottes Segen folgen!

Ein Edler sinnt Edles und er wird bei Edlen bestehen (Jes. 32. 8).

Die jetzigen Verhältnisse in Europa scheinen diesem Ziele viel günstiger als vor 30 Jahren. Die in und nach Palästina errichteten Eisenbahnen zeigen klar die Erfüllung der verheißenen Trostworte des Propheten Jes. 40. 3 — 5: „Eine Stimme ruft: In der Wüste bahnt einen Weg dem Ewigen, in der Steppe errichtet eine Bahn unserem Gotte. Jedes Thal werde erhöht und jeder Berg und Hügel erniedrigt und es werde das Höckerige zur Ebene und die Bergkette gespalten, denn es offenbart sich die Herrlichkeit des Ewigen und schauen wird sie alles Fleisch insgesammt, denn der Mund des Ewigen hat es geredet.

Viele große talmudische Kapazitäten, von Rabbi Mose ben Nachman (1240) bis zum genannten Rabbi Hirsch Kalischer, ermahnten ihre Glaubensgenossen zur Colonisirung und Cultivirung Palästina's und weisen an vielen Talmud-Midrasch- und Soharstellen nach, daß wie die Restaurirung Israels, so wird auch die Palästina's durch Mithülfe weltlicher Mächte erfolgen und nicht plötzlich, sondern langsam, stufenweise, wie die Sonne nur langsam die Finsternis zerstreut und die Erde beleuchtet (Jeruschalmi Brch. 3).

Eine weite Verbreitung der genannten דרישת ציון ist geeignet die Orthodoxen und die Schrift: „Rom und Jerusalem“ die Fortschrittsmänner für die lobenswerthe Anregung des Herrn Dr. Herzel zu gewinnen.

Jemehr unsere Glaubensgenossen gedachte Anregung pflichtgemäß nach ihren Kräften unterstützen werden, desto eher werden erfüllt werden die Verheißungen des Propheten: „Um Zions willen schweige ich nicht und um Jeruschalajims willen ruhe ich nicht, bis aufgeht wie Sonnenglanz sein Licht und seine Hilfe wie eine brennende Fackel. Dann sehen Völker dein Heil und alle Könige deine Herrlichkeit; und man nennt dich mit neuem Namen, den der Mund des Ewigen bestimmen wird.“ (Jes. 62. 1 — 2). „Wie Jemanden, den seine Mutter tröstet, so will ich euch trösten; ja, über Jeruschelajim sollt ihr getröstet werden“ (Jes. 66. 13). Amen!

Verschiedenes.

Lemberg. Am 3?. d. M. findet die Wahl von zwei Landtagsabgeordneten für die Stadt Lemberg statt. Da die jüdischen Wähler ein Interesse daran haben, ihre Stimmen nur auf solche Candidaten zu vereinen, die die Rechte der Juden vertreten und wahren werden, so müssen wir solidarisch bei dieser hochwichtigen Wahl vorgehen und wird unser politischer Verein die Action dieser Wahl leiten und durchführen.

Lemberg Am 1. d. M. wurde das neuerbaute Armenhaus — welches sein Entstehen der Munificenz des sel. Herrn Hescheles aus Wien zu verdanken hat; indem er einen ansehnlichen Betrag zur Erbauung desselben testirte — eröffnet. Die Einweihung vollzog sich in würdiger Weise; indem der Präsident des Cultusvorstandes Edler v. Horwitz eine herrliche Einweihungsrede hielt, worin er die Wichtigkeit dieses Hauses, die Verdienste des Spenders, wie auch die des Vicepräsidenten Herrn Dr. Emil Byk, der sich besondere Mühe beim Zustandekommen dieses Baues gab, hervorhob. Hierauf sprach der geehrte und hochgelehrte Herr Oberrabbiner Isak Schmelkes, wie immer sehr geistreich und erhebend. Er segnete den edlen Stifter, die Bewohner dieses Armenhauses, die ganze Gemeinde und deren Vorsteher. — Herr Prediger Dr. Caro hielt auch eine Rede, und zum Schlusse dankte der Herr Dr. Byk dem Sohne des Stifters, der zu dieser Feier aus Wien gekommen ist und Jenen, die sich auch um das Zustandekommen

dieses Armenhauses bemüht haben. Herr Obercantor Halpern trug seine Gesänge auch hier wie immer musterhaft und herrlich mit einer besondern Innigkeit vor. Wir müssen aber zum Schlusse unser Bedauern ausdrücken, daß sich die Herren Vorsteher unserer Gemeinde bei solchen Anläßen, mit einer chinesischen Mauer umgeben eine solche Feier ganz unter sich und nicht, wie es überall üblich ist, mit Hinzuziehung von angesehenen wolthätigen Mitgliedern der Gemeinde begeben. Durch einen derartigen Vorgang nimmt das Wohlthätigkeitsgefühl der Gemeindemitglieder ab und eifert gewiß nicht zur Nachahmung an. M.

Alexander Willingen

Ein Charaktergemälde neuerer Zeit

von

David Kempner.

(Nachdruck verboten).

Zweites Kapitel.

Der Freiherr.

Wohl war es eine schöne Zeit,
Wo mich ein Götterfeuer wärmte,
Daß ich bis zur Vermessenheit,
Für Schönes und für Gutes schwärmte,
Seume.

Das Geschlecht der Eberstein war eines der ältesten im Lande und hatte in früherer Zeit seinen edlen Namen mit gleicher Pracht und Würde behauptet. Die Errichtung des neuen Königreichs Westphalen, nach französischer Art gemodelt, brachte viel Unangenehmes für jene bis jetzt so bevorzugten Aristokraten. Der Verlust vieler Rechte und Gerechtsame mochte bei den Begüterten eher zu verschmerzen sein, aber diejenigen, die bis jetzt nur von der Gunst des Hofes gelebt und deshalb ihre Besitzungen vernachläßigt hatten, fanden sich durch den neuen Regierungswechsel zu Grunde gerichtet; es blieben ihnen daher zu ihrer ferneren Existenz nur zwei Mittel übrig; entweder sich dem Hofe zu nähern, oder sich durch Industrie jene Lebensbequemlichkeiten zu verschaffen, welche ihnen, den in Hofespracht Schwelgenden, unentbehrlich geworden waren. Unter diesen befanden sich auch der verabschiedete Major, Freiherr von Eberstein. Sein Vater hatte ihm bedeutende Güter hinterlassen, die er jedoch, im Besitze einer beträchtlichen Hofcharge, vernachläßiget und mit großen Schulden überhäuft hatte. Er war einer jener stolzen Aristokraten, die selbst die Idee einer Umwandlung ihres Glückszustandes mit Empörung von sich weisen. Daher hatten ihn die Begebenheiten der Zeit unvorbereitet getroffen. Zu stolz und zu fest in seinen Grundsätzen, um den Schutz der neuen Regierung anzuflehen, befand er sich bei dem plötzlichen Wechsel der Herrschaft in einer höchst unangenehmen Lage. Seine Güter waren verschuldet und die Verheerungen des Krieges hatten daselbst Verbesserungen nöthig gemacht, zu denen ihm die Mittel fehlten.

Aus dieser Noth errettete ihn sein älterer Bruder Franz von Eberstein. Dieser hatte ganz entgegengesetzte Neigungen denen seines Bruders Schon in der frühesten Jugend hatte er große Liebe für die Wissenschaften geäußert; tiefsinnig, immer melancholisch, haßte er alle Belustigungen seines Alters, so, daß seine Eltern es gerathen fanden, ihn, seinem Wunsche gemäß, einige deutsche Hochschulen besuchen zu lassen, da sie hofften, daß in dem Getüm großer Städte und in Gesellschaft lustiger Studenten sich sein Hang zur Schwermuth verlieren würde. Aber diese Hoffnung wurde nicht erfüllt, denn nach mehreren Jahren erschien Franz von Eberstein, fast zum Manne gereift, noch viel ernster und schwermüthiger im väterlichen Hause. Er hatte sich von Zerstreuungen fern gehalten und nur mit ernsten Studien beschäftigt.

Mit Schrecken gewahrten nun die Eltern, daß ihr Sohn von damals herrschenden Freiheitsgesinnungen der Zeit angesteckt war. Um ihn von dieser Krankheit zu heilen, entschloßen sie sich, ihn zu verheirathen, in der Hoffnung, daß ein angenehmes Familienglück ihm conservativere Gesinnungen einflößen würde. Nun war die Frage: wo eine Braut hernehmen, die den anspruchsvollen Idealen ihres Sohnes entspräche?

Unweit Buchwald wohnte ein reicher Edelmann, dessen Tochter Angelika, sowohl durch Schönheit, als durch geistige Vorzüge, alle Mädchen dieser Gegend verdunkelte. Diese war es, die sie zur künftigen Braut ihres Sohnes erwählten. Franz wurde ihr vorgestellt und wie erwartet, ward er von dem Anblick des reizenden Mädchens bezaubert. Es entstand in seinem gefühlvollen Herzen eine Leidenschaft, die sich seiner ganzen Seele bemächtigte. Seine träumerischen Ideen, alle Schätze seiner Phantasie schüttete er vor seiner geliebten Angelika aus, die sich auch von der Leidenschaft des blassen, interessanten Jünglings wunderbar angezogen fühlte und eine eben so große Neigung für ihn zu empfinden glaubte. Die Eltern der Liebenden, erfreut über diese Gesinnungen, erfüllten ihre sehnlichsten Wünsche, und schon sollte in Kurzem ihre Verbindung vollzogen werden, als ein unerwartetes Ereignis die Lage der Dinge gänzlich änderte.

Heinrich, der zweite Sohn des Herrn von Eberstein, hatte, während sich sein Bruder mit den Wissenschaften beschäftigte, seine Zeit mit der Jagd und anderen Vergnügungen zugebracht. Er ergriff hierauf das Kriegshandwerk, wo er in kurzer Zeit, durch Geschicklichkeit in ritterlichen Übungen und wegen seines alten Adels den Rang eines Hauptmannes erreichte. Er besaß einen militärischen Anstand, viel Tournüre und ein gefälliges Aeußere. Er kam nach Hause, um seine Eltern zu besuchen. Hier sah er die Braut seines Bruders, entflammte sogleich lichterloh für sie, und erklärte ihr seine Liebe.

Auch Angelika fühlte ihr Herz lebhaft ergriffen bei dem Anblick des glänzenden Offiziers. Auf ein Mädchen, welches meistens in der Einsamkeit gelebt hatte, mußte die glänzende Außenseite Heinrichs verführend wirken. Er entwickelte Angelika's Blicken ein neues, ungelohntes Leben voller Glanz und Pracht. Bald fühlte sie, daß sie nur Heinrich liebe, und nur ihn lieben könne. Ein geheimes Einverständnis entstand zwischen ihnen, welches den Blicken ihres Bräutigams gänzlich entzogen wurde, bis Angelika es ihm selbst eine kurze Zeit vor dem Vermählungstage entdeckte.

Die ersten Empfindungen Franzens waren der Raserei fast ähnlich; er hatte Angelika so zärtlich geliebt, war seines Glückes so sicher gewesen, und jetzt sah er sich so rücksichtslos seinem Bruder geopfert. Sein Stolz war verwundet, die heiligen Bilder seiner Phantasie zerstört, das Ideal seines Lebens war zerronnen!

Gleichwohl faßte er sich und versicherte seiner Braut, Alles anzuwenden, um Beider Eltern zu ihrer Verbindung mit seinem Bruder zu bewegen; und nun begann er diese Verbindung fast mit einer Art Wuth zu betreiben, indem er darin die angenehmste Rache zu finden glaubte.

Indessen waren die Hindernisse nicht unbedeutend, die er aus dem Wege zu räumen hatte. Der Vater Angelika's wollte nur dem ältesten Sohne, als dem künftigen Majoratsherrn, die Hand seiner Tochter geben. Aber auch diese Schwierigkeit räumte Franz mit edler Selbstverläugnung aus dem Wege, indem er erklärte, nie heirathen zu wollen, und so auf die Erbschaft der Güter verzichtete; sich nur eine zwar bedeutende, aber zu dem damaligen Werthe der Güter in keinem Verhältnis stehenden Summe Geldes vorbehielt. Nachdem die Hochzeit vollzogen worden, verfiel Franz in eine heftige Krankheit, die Folge des großen Kampfes mit seiner Leidenschaft. Man fürchtete für seine Leben. (Forts. folgt).

Herausgegeben vom Verein Schomer Israel Verantwortl. Redacteur Dr. Maximilian Sokal -- Druckerei Ch. Rohatyn Lemberg.